

Röhrenblick



AERODYNAMIK

Im Wettstreit mit dem Widerstand

Die politischen Widerstände gegen den Neat-Basistunnel sind nichts im Vergleich zu den Gegenkräften, mit denen sich eine Gruppe von Ingenieuren über zwanzig Jahre herumschlug. Die Abteilung Aerodynamik und Klima von Alptransit muss auch so bedrohliche Phänomene wie den Tunnelknall oder Barotraumatata verhindern.

Bei hohen Geschwindigkeiten treiben Züge Druckwellen mit Schallgeschwindigkeit vor sich her, die sich im Verlauf des Tunnels immer stärker aufbauen. Kommt diese Druckwelle ins Freie, entlädt sie sich schlagartig durch einen Knall. Dieser Effekt wurde erstmals 1975 in Japan auf der Shinkansen-Hochgeschwindigkeitsstrecke beobachtet. 2005 trat dieses Phänomen auch bei ICE-Testfahrten durch die deutschen Tunnel Irlahüll und Euerwang auf. Doch Renzo Simoni, Vorsitzender der Geschäftsleitung von Alptransit, gibt Entwarnung: «Die Züge fahren zu wenig schnell durch das Gotthardmassiv, um einen Tunnelknall zu generieren.» Nötig wären über 250 Kilometer pro Stunde, im Neat-Basistunnel sind es rund 200.

Gefürchtet sind auch Barotraumatata, deren häufigste Ursachen zwar Ohrfeigen sind. Aber die sensiblen Membranen, Härchen und Knöchelchen des Ohrs können auch durch schnell wechselnde Druckverhältnisse geschädigt werden. Diese werden jedoch inzwischen durch die modernen Waggonkonstruktionen weitgehend wettgemacht. Was bleibt, ist noch ein zwar lästiger, aber ungefährlicher leichter Überdruck im Ohr.

Ein Personenzug schiebt eine Druckwelle von zwei bis zu fünf Tonnen vor sich her. Das hat neben den Anforderungen an Tunnelwände und Sicherheitsstollen vor allem eine gravierende Folge: Züge, welche durch einen längeren Tunnel fahren, benötigen enorm viel Energie. Die SBB gehen davon aus, dass Personenzüge im über 57 Kilometer langen Tunnel rund 20 Prozent mehr Strom verbrauchen als über die alte Bergstrecke mit dem kürzeren Loch. Das einzig probate Mittel dafür, deutlich weniger Strom zu verbrauchen, wäre es, die Züge in längeren Kompositionen und langsamer durch die Röhren zu schicken. Das kommt aber aus betrieblichen Überlegungen nicht infrage. Deshalb trägt der enorme Fahrwiderstand wesentlich dazu bei, dass der Betrieb des Basistunnels täglich gleich viel Strom frisst wie die Stadt Luzern. Gregor Poletti

Neat-Eröffnung am 1. Juni
In einer losen Serie präsentieren wir Erstaunliches, Bizarres und Überraschendes zum längsten Eisenbahntunnel der Welt.

«Manager sind manchmal arme

DIENSTAGSINTERVIEW Pater und Zenmeister Niklaus Brantschen eröffnet im Lassalle-Haus oberhalb von Zug Managern den Weg in die Spiritualität. Der 79-jährige Jesuit hat in seinem Leben viel unter einen Hut gebracht, sogar die Beziehung mit einer Frau – obgleich nur platonisch.

Sie haben als Junge in Randa, wo Sie aufgewachsen sind, eine Katze zu Tode gesteinigt. Hat Sie der Teufel geritten, Herr Brantschen?

Niklaus Brantschen: Du meine Güte. Das haben Sie wohl aus einem meiner Bücher. Ja, daran denke ich hie und da zurück. Und ich frage mich dann, was alles im Menschen steckt. Dass an sich harmlose junge Burschen, die wir waren, zu so etwas fähig sind und ein Geschöpf austilgen. Wir rechtfertigten uns natürlich; es sei eine wilde gefährliche Katze, gegen die wir uns wehren müssten. Das ging nicht spurlos an mir vorüber. Wir waren eine Gruppe und trieben uns gegenseitig an...

Inzwischen sind Sie 79-jährig. Heute sind Sie das, was man einen Gutmenschen nennt.

Die Bezeichnung hat einen Beigeschmack, der mir nicht gefällt. Aber die Worte gut und Mensch sind schön. Ein Mensch, der versucht, ein gutes Leben zu führen, der andere leben lässt und einen Beitrag dazu leistet, damit andere ebenfalls ein gutes Leben führen können, ist ein guter Mensch. «Guter Mensch» ist eigentlich die Definition von Mensch.

Tatsächlich?

Der Mensch ist nicht einfach schlecht. Er kann eine Missetat bereuen. Das zeichnet ihn aus.

Menschen haben das Gute im Sinn?

Das Böse, wozu der Mensch fähig ist, ist eine Abkehr von seiner Berufung. Der Mensch ist ein Wesen, das im Kern gut ist. Davon bin ich überzeugt.

Aber Sie haben als Jesuit ein Gelübde abgelegt und versprochen Gehorsam, Enthaltensamkeit und den Verzicht auf Besitz. Da schwingt doch Misstrauen an der Natur des Menschen mit?

Die drei evangelischen Räte, die Sie erwähnen, kann man als Verbote auffassen. Ich verstehe sie als Berufung und Aufforderungen, die in die Freiheit führen. Auf Besitz verzichten zu können, ist Luxus: Was ich brauche, wird mir von der Gemeinschaft gegeben. Ich meinerseits leiste einen Beitrag in den gemeinsamen Topf. Auch Verfügbarkeit und Ehelosigkeit empfinde ich nicht als Last. Ich habe dafür die Gemein-

«Meine Beziehung zu Pia Gyger war kein 40-jähriger Verzicht, sondern eine Chance, das Leben gemeinsam zu gestalten. Wir hatten einen intensiven Austausch auf der Herzensebene. Liebe ist mehr als Sexualität.»

schaft mit meinen Ordensbrüdern gewonnen.

Was macht einen Jesuiten aus?
Jesuiten sind Menschen, die sich radikal auf Gott einlassen, und zwar in Jesus. Darum der Begriff Jesuit. Zugleich sind sie radikal offen für die Welt. Deshalb tragen wir weder Kutte, noch ziehen wir uns hinter Klostermauern zurück. Das Motto des Gründers Ignatius von Loyola war, dass wir Gott in allem suchen sollen und finden können.

Sie sagten einmal, wer Wein preddigt, soll auch Wein trinken. Warum liebten Sie dann 40 Jahre lang eine Frau und hielten dennoch am Zölibat fest?

Sie sprechen meine Beziehung zu Pia Gyger an, die vor bald zwei Jahren verstorben ist. Das war kein 40-jähriger Verzicht, sondern eine Chance, das Leben gemeinsam zu gestalten. Wir hatten einen intensiven Austausch auf der Herzensebene und inspirierten uns gegenseitig. Liebe ist mehr als Sexualität. Aus unserer Partnerschaft machten wir übrigens nie ein Geheimnis.

Heute sind Lebensabschnittspartner oder unverbindliche Liebschaften en vogue. Ein Problem für Sie?

Es ist nicht an mir, das zu beurteilen. Vielleicht haben Pia Gyger und ich ein gewisses Kontrastprogramm geboten, das zeigt, wie es auch geht: Nämlich, sich nicht auf Sexualität zu fixieren, womöglich noch losgelöst von allen anderen menschlichen Qualitäten.

Verordnete Keuschheit brachte viel Leid in die Welt. Sei es jenes vieler katholischer Priester oder der Frust junger Muslime, die Frauen mit Verachtung strafen.

Das Pflichtzölibat, die Koppelung von Priestertum und Zölibat, sollte man besser heute als morgen aufheben. Ein zölibatäres Leben muss von innen bejaht und frei gewählt werden können. Als das hat es seinen eigenen Wert.

Sie wünschten sich, dass das 21. Jahrhundert eines der Partnerschaft wird. Es wird eher eines des Individualismus.

Ich sehe das nicht so negativ. Das Singlewesen ist zwar stark verbreitet. Doch spüre ich bei vielen Sehnsucht nach Partnerschaft.

Wie das?

Menschen versuchen es immer wieder. Obs dann klappt, ist eine andere Frage. Partnerschaft bleibt ein Wagnis. Ich traue selber gelegentlich Paare. Wenn diese strahlend zu mir kommen, kann ich ihnen nicht sagen: Achtung, ihr passt nicht zusammen. Ihr Wille ist sowieso stärker.

Wenn gleich nicht für immer...

Heiraten soll man nicht auf Probe. Aber im Nachhinein stellt es sich dann vielleicht dennoch als Probe heraus. Ideale hochzuhalten ist wichtig, gleichzeitig müs-



Niklaus Brantschen kennt keine Berührungsängste gegenüber anderen Religionen.

sen wir akzeptieren, dass das Leben andere Wege gehen kann.

Derzeit wandern viele Fremde nach Europa ein. Zweifeln Sie manchmal daran, ob uns eine gemeinsame Zukunft gelingt?

Es wäre komplett blauäugig, zu sagen: Seid umschlungen, Millionen – wir schaffen das schon! Aber es geht um eine Grundhaltung: Operiere ich aus Angst oder grundsätzlicher Offenheit und Bereitschaft heraus? Wir sollten Zuwanderer zwar nicht unkritisch, aber dennoch als Menschen sehen, von denen wir lernen können. Zuwanderung ist auch nichts Neues, neu ist die Herkunft. Wer heute kommt, bringt oft eine andere Religion oder Kultur mit. Abgesehen von der Fragestellung, wie viele Menschen wir integrieren können, lässt sich sagen: Angst ist ein schlechter Ratgeber.

Sie sehen keine Bedrohung unserer Kultur durch den Islam?

Warum sollte ich? Wir sind ja nicht niemand. Ich bin zu sehr von unserer christlich-abendländischen Tradition überzeugt. Da steckt viel mehr drin, als das geflügelte Wort «Ex oriente lux, ex occidente lux» nahelegt – also aus dem Osten das Licht und aus dem Westen bloss der Luxus. Der Mensch als würdevolles, einzigartiges Wesen, das als Individuum und nicht nur in der Gruppe zählt: Das ist eine der wichtigsten Erbschaften des christlichen

Abendlandes. Aber wir können auch lernen, dass wir als Einzelkämpfer, sozusagen als spirituelle James Bonds, ausgedient haben. Es braucht ein Miteinander.

Inwiefern eignet sich die abendländische Tradition als Bollwerk?

Überhaupt nicht. Es geht nicht an, dass wir unsere Werte anderen um die Ohren hauen. Nehmen wir doch unsere zentralen Tugenden Gerechtigkeit und Mass ernst. Der Berner Gerechtigkeitsbrunnen symbolisiert Gerechtigkeit in schöner Weise: Jedem gebührt das Seine; das, was er braucht. Damit ist nicht Gleichmacherei gemeint.

Müssen wir aus multikultureller Rücksicht tolerieren, dass muslimische Frauen anders behandelt werden, als es unserer freiheitlichen Ordnung entspricht?

Wie werden sie denn anders behandelt?

Sie müssen sich verschleiern oder werden gar minderjährig verheiratet...

(zögert) Was ich jetzt sage, mag provozieren. Je mehr Hüllen wir fallen lassen, desto mehr halten Muslime an der Verhüllung fest.

Ach ja?

Viele Muslime haben Mühe mit unserem offenen Ausbreiten, Plattwalzen und Prostituierten und halten dagegen ihre Kultur hoch. Würden wir, statt heftig zu reagieren, etwas nachdenklicher werden, dann könnte dies umge-

NIKLAUS BRANTSCHEN IM GESPRÄCH

«Bhiet di!» Beim Adieu drückt der Walliserdialekt durch.

Sonst ist der 79-jährige jesuitische Priester und Zenmeister längst in der Zentralschweiz akklimatisiert. Oberhalb von Zug, im malerisch gelegenen Bad Schönbrunn, das Niklaus Brantschen zu Ehren eines seiner Lehrer in Lassalle-Haus umtaufte, leitet er nach wie vor Fastenkurse und Meditationen – und zwar im Lotussitz. **Christliche Symbole mischen sich in den schlichten Räumen mit fernöstlichen, sogar ein Buddha ist da.** Brantschen ist ein interreligiöser Geist.

Ganz Zeremonienmeister, zündet er die Kerze im Sitzungszimmer vor dem Gespräch an, obwohl helles Tageslicht den Raum flutet.

Symbole sind ihm wichtig. Man traut dem geschmeidigen Herrn zu, dass er sowohl einfühlsamer Seelsorger als auch weltoffener Gastgeber sein kann. Im Lassalle-Haus verschmelzen diese Eigenschaften. Mit sicheren, fast federnden Schritten führt Brantschen durch das Zentrum, das er mitbegründet hat – ein Tagungszentrum, das auch Manager zur Einkehr aufsuchen. **Mehr Tugend und**

weniger Moral will Brantschen vermitteln; er, der freilich ein Moralist ist.

Beim gemeinsamen Mittagessen erzählt Brantschen von seinen Bergtouren, sämtliche Walliser Viertausender hat er bestiegen. Brantschen wuchs in Randa bei Zermatt am Fusse des Weissorns auf. Mit 22 Jahren trat er den Jesuiten bei. Dass der Orden damals noch verboten war, reizte ihn umso mehr. In den 70er- und 80er-Jahren liess er sich in Japan in die Kunst des Zen einführen. Brantschen ist Autor etlicher Bücher. cab



Hunde»



Bruno Arnold

In der wachsenden Zahl von Muslimen in Europa sieht er darum auch keine Bedrohung.

kehrt mehr Offenheit bei ihnen bewirken.

Wenn Frauen sich selbstbestimmt verhüllen, ist das etwas anderes, als wenn sie dazu gezwungen werden. Bei Zwang kommen wir in Konflikt mit unserem Menschenbild.

Zwang ist schlecht. Den dürfen wir genauso wenig akzeptieren wie genitale Verstümmelung.

Vieles ist aber nicht so eindeutig und erschwert das Zusammenleben dennoch. Zum Beispiel die beiden Schüler, die ihrer Lehrerin aus religiösen Gründen die Hand nicht reichen wollen. Was soll man da machen?

Zunächst einmal entkrampfen und nicht dermassen breitwalzen. Wir müssen uns fragen, was dahintersteckt. Je mehr Power wir da reingeben, desto aggressiver wird die andere Seite. Wir müssen zwar nicht alles hinnehmen, aber wir sollten uns dennoch in die anderen hineinversetzen: Sie fühlen sich ihrerseits bedroht durch die Relativierung

sämtlicher Werte. Wir sollten uns nicht mit Schlagworten begnügen, sondern differenzieren. Aber das ist für die Medien weniger interessant.

Sie verkennen die vielen Stimmen, die sagen, Multikulti sei gescheitert.

Mumpitz. Das ist eine Bankrotterklärung. Wir müssen aufeinander zugehen und uns hinterfragen, uns den eigenen Verlustängsten stellen. Doch wir zelebrieren lieber unsere Konsumhaltung: «I shop, therefore I am.» Ich schliesse mich da nicht aus. Wir definieren uns stärker über das, was wir haben, als über das, was wir sind.

Wir sitzen hier im von Ihnen mitbegründeten Lassalle-Haus oberhalb von Zug. Hier nehmen unter anderen Manager gerne eine Auszeit. Dann gehen sie zurück und fahren weiter wie bisher. Alles zwecklos?

Viele werden nachdenklich. Wer in sich geht, beginnt sich zu hinterfragen und folgt nicht mehr

«Neben dem Bergsteigen wurde für mich Zen zur wunderbaren Schulung.»

dem, was gang und gäbe ist. In den 40 Jahren, in denen ich dem Haus verbunden bin, änderte sich manches. Früher hatte Spiritualität keine Chance. Heute ist bekannt, dass sie den Horizont erweitert und mit Tiefgang verbunden ist und dass wir gut daran tun, in uns angelegte Potenziale nicht zu verleugnen.

Gleichzeitig mit dem Verständnis für Spiritualität wuchsen Löhne und Boni – in absurde Höhen.

Wer weiss, wie es ohne Lassalle-Haus geworden wäre. Doch Spass beiseite. Einrichtungen wie die unsere haben ihre Berechtigung, gerade auch im Kanton Zug. Die Regierung ist stolz darauf – und zwar nicht einfach als Alibi.

Sind Sie nicht selber Teil des Spiels? Spiritualität, Yoga, Zen sind doch schlicht trendy?

Ich frage mich schon immer wieder, ob ich Teil des Problems oder Teil der Lösung bin. Identifiziere ich mich mit allem, was unsere Gesellschaft tut? Mache ich alles mit? Komme ich selber unter Leistungsdruck? Oder gönne ich mir die nötige Stille und nehme mich zurück, sodass ich meine Ressourcen in den Dienst der Gesellschaft mit ihren Leerläufen stellen kann? Das Lassalle-Institut will kritische Instanz und Vordenker sein.

Ethisches Wirtschaften bedeutet heute: Schau für dich, dann profitiert auch das Ganze.

Nach dem Motto, wenn jeder für sich schaut, ist allen gesorgt. Das ist Mist. Menschen, die so reden, denken nicht, schauen nicht hin. Sie lassen ausser Acht, dass es Schwächere gibt. Ein Gemeinwesen hat zum Ziel, alle mitzunehmen. Wer gerne wandert wie ich, kennt das: Dort lässt man niemanden zurück. Sind wir dazu nicht mehr fähig, haben wir ausgedient.

Als Pater haben Sie die Narrenfreiheit, solche Gedanken zu äussern.

Hoffentlich ist das so. Das gehört zur Rolle von Ordensleuten.

Wie kamen Sie zu dieser Rolle? Gibt es ein Schlüsselereignis?

Wenn, dann der Tod meines ältesten Bruders. Das war an einem 14. September. Er stürzte in den Bergen ab. Auf dem Dorfplatz an einem unverschämten schönen Herbsttag war der Sarg mit seinem Leichnam aufgebahrt. Diese Erfahrung der Vergänglichkeit, dass das Leben plötzlich enden kann, machte mich nachdenklich und prägte mich. Ich fand paradoxerweise Freude am Leben: Es ist so kostbar, weil es vergeht. Eine Rose ist darum so schön, weil sie

verwelkt. Sonst wäre sie nur ein Produkt der Plastikindustrie. Meine Freude am Leben ist bis heute geblieben, auch wenn es Durchhänger gibt.

Sie traten mit 22 Jahren den Jesuiten bei. Bereuten Sie den Schritt nie?

Nein. Ich habe mich allerdings damals dazu entschieden, ohne zu wissen, ob es mich glücklich machen wird. Ich wusste nur, dass ich nicht glücklich werde, wenn ich es nicht versuche. Es war ein Wagnis, eine Verlockung. Der Weg entstand im Gehen. Das prägt mich im echten wie im übertragenen Sinn: unterwegs bleiben. Ich war stets viel in den Bergen, und diese Freude an der Bewegung bewahrte ich mir bis heute. Neben dem Bergsteigen wurde für mich auch die Zenmeditation zur wunderbaren Schulung, um Atemzug um Atemzug dranzubleiben.

Das Motto des Lassalle-Instituts heisst Zen - Ethik - Leadership. Ist das ein Verkaufsslogan?

Alle Slogans dienen doch dem Verkauf. Aber nicht nur. Diese Begriffe hängen schon zusammen. Zen verkörpert eine offene Grundhaltung. Wenn sie fehlt, hängt die Ethik in der Luft. Wenn ich nicht um den Zusammenhang von allem weiss, fehlt auch die Einsicht, warum ich mich zum Beispiel für die Umwelt einsetzen sollte.

Und Leadership?

Wir diskutierten lange darüber. Der frühere Chef der Raiffeisenbank, Pierin Vincenz – er gehörte dem Patronatskomitee an –, sagte dann, Leadership sei ein gutes Wort. Da nahmen wir halt Leadership.

Also Wirtschaftsslang?

Es gibt verschiedene Ebenen der Führung. Haushalte müssen auch geführt werden. Jeder Mensch nimmt irgendwo Führungsaufgaben wahr. Wenn wir diese mit unserem Brand oder Claim ansprechen, dann im Bestreben – das hat etwas mit dem jesuitischen Geist zu tun –, dass wir etwas verändern möchten. Menschen in der Führungsetage bewirken etwas in ihrem Betrieb, das hat Auswirkungen auf das grössere Ganze. Ich kann Ihnen sagen, Manager sind viel besser als ihr Ruf.

Ja?

Sie sind offen für Hilfestellungen, für Gespräche, Begegnungen. Es sind teilweise gar arme Hunde...

... und ihre Topaläre quasi Schmerzensgeld?

(lacht) Das haben Sie gesagt.

Interview: Christoph Aebischer

In Kürze

GYGI ZUM GA

Pendler sollen mehr bezahlen

Generalabos, die zum Pendeln benutzt werden, müssen tendenziell teurer werden. Dieser Ansicht ist SBB-Präsident Ulrich Gygi. Gegenüber der «Sonntags-Zeitung» und «Le Matin Dimanche» schlägt er vor, die Anzahl Fahrten pro GA zu beschränken. Wird eine gewisse Zahl überschritten, würde ein Zuschlag fällig. Dazu bedarf es allerdings eines elektronischen Tarifs, dessen Einführung noch nicht absehbar ist. *sda*

PARTEIENWERBUNG

Thomas Aeschi setzt sich durch

Erfolg für den Zuger SVP-Nationalrat Thomas Aeschi: Die Gemeinden in seinem Heimatkanton müssen Adressen von Jungbürgern und Neuzuzüglern künftig an Parteien herausgeben. Dies hat das Verwaltungsgericht Zug entschieden. Bei Wahlwerbung handle es sich demnach um einen «schützenswerten ideellen Zweck». Die Gemeinden hatten sich aus Datenschutzgründen gegen die Herausgabe der Adresslisten gewehrt. *sda*

BLATTMANN-REDE

Militärjustiz ermittelt

Die Aufnahme einer umstrittenen Rede von Armeechef André Blattmann hat ein juristisches Nachspiel. Die Militärjustiz eröffnete eine vorläufige Beweisaufnahme gegen unbekannt. Das VBS bestätigte damit gestern eine Meldung der «Zentral-schweiz am Sonntag». *sda*

ARMEE

Präventive Drogentests

Die Armee soll ihre Soldaten spontan auf Drogen testen können. Heute ist dies nur möglich, wenn ein konkreter Verdacht vorliegt. Der Bundesrat will dafür das Gesetz ändern, wie die «NZZ am Sonntag» berichtet. Er empfiehlt dem Parlament, einer Motion von SP-Ständerat Daniel Jositsch zuzustimmen. Dieser verlangt darin eine Grundlage für die Anordnung von präventiven Drogentests als Folge eines Falls, der am Weltwirtschaftsforum in Davos Schlagzeilen gemacht hat: Damals wurden zwölf Soldaten im Dienst positiv auf Cannabis getestet. *sda*

ANZEIGE



Vorwärts kommen!



- Schluss mit Stau: Gemeinden profitieren

Strassenbenützer zahlen immer mehr Steuern und Abgaben – und stehen trotzdem im Stau. Besonders betroffen sind die Agglomerationen. Dank der Initiative fließen jährlich 150 Mio. Franken mehr an die Kantone für die Kantons- und Gemeindestrassen.

- Benzinpreis nicht erhöhen

Das Parlament will für den Ausbau der Strasse den Benzinpreis erhöhen. Die Initiative will das verhindern. Von den rund 9 Mia. Franken, welche die Strassenbenützer jährlich dem Bund abliefern, werden nur 30 Prozent für die Strasseninfrastruktur verwendet. Das Geld ist vorhanden, es muss nur richtig eingesetzt werden.

- Sicherheit schaffen

Die Strassen stossen an ihre Kapazitätsgrenzen. Die Bevölkerung wächst, der Verkehr nimmt zu. Umfahrungen von Wohnquartieren schaffen mehr Sicherheit. Von der Verkehrsbelastung profitieren alle – auch Velofahrer, Fussgänger und der öffentliche Verkehr.

- Wirtschaft und Gewerbe entlasten

Handwerker und Dienstleistungsbetriebe sind auf gute Strassenverbindungen angewiesen. Die Staukosten betragen rund 2 Mia. Franken pro Jahr. Dies zahlen am Schluss die Kunden und Konsumenten!